

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A
A
0
0
0
1
2
0
5
7
8
0



THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Der Rabe;

Ein Gedicht von Edgar Allan Poe.

Metrisch aus dem Englischen übersezt

von

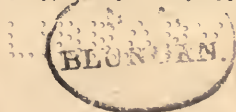
Carl Theodor Eben.

Mit

einer biographischen Skizze des Dichters.

Illustrationen von David Scattergood.

UNIV. OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES



Philadelphia:

Verlag von Barclay & Co.,

610 Arch Straße.

869

TO

William L. Whitman, Esq.,

OF PHILADELPHIA,

THIS TRANSLATION OF THE CHEF-D'ŒUVRE OF AMERICAN POETRY

IS RESPECTFULLY DEDICATED.

ABSOLUTIO VO VIRU

ENTREPRENEUR

Entered according to Act of Congress, in the year 1869, by

BARTLEY & CO.

In the Clerk's Office of the District Court of the United States for the Eastern District of Pennsylvania.

ps
2609
A5
1869



LIBRARY SETS

NOV 25 '42

ALDINE BOOK CO.

Der Rabe.



itternacht umgab mich schaurig, als ich einsam, trüb und traurig,
Sinnend saß und las von mancher längstverklung'nen Mähr' und Lehr—
Als ich schon mit matten Blicken im Begriff, in Schlaf zu nicken,

Der Rabe.

Hörte plötzlich ich ein Ticken an die Zimmerthüre her;
 „Ein Besuch wohl noch,“ so dacht' ich, „den der Zufall führet her—
 Ein Besuch und sonst Nichts mehr.“

Wohl hab' ich's im Sinn behalten, im Dezember war's, im kalten,
 Und gespenstige Gestalten warf des Feuers Schein umher.
 Sehulich wünscht' ich mir den Morgen, keine Lind' rung war zu borgen:
 Aus den Büchern für die Sorgen—für die Sorgen tief und schwer
 Um die Sel'ge, die Lenoren nennt der Engel heilig Heer—
 Hier, ach, nennt sie Niemand mehr!

Jedes Rauschen der Gardinen, die mir wie Gespenster schienen,
 Füllte nun mein Herz mit Schrecken—Schrecken nie gefühlt vorher;
 Wie es hegte, wie es jagte, bis ich endlich wieder sagte:
 „Ein Besuch wohl, der es wagte, in der Nacht zu kommen her—
 Ein Besuch, der spät es wagte, in der Nacht zu kommen her;
 Dies allein und sonst Nichts mehr.“

Und ermannt nach diesen Worten öffnete ich stracks die Pforten:
 „Dame oder Herr,“ so sprach ich, „bitte um Verzeihung sehr!
 Doch ich war mit matten Blicken im Begriff, in Schlaf zu nicken,
 Und so leis scholl Euer Ticken an die Zimmerthüre her,
 Daß ich kaum es recht vernommen; doch nun seid willkommen sehr!“—
 Dunkel da und sonst Nichts mehr.

Düster in das Dunkel schauend stand ich lange starr und grauend,
 Träume träumend, die hienieden nie ein Mensch geträumt vorher;
 Zweifel schwarz den Sinn bethörte, Nichts die Stille draußen störte,
 Nur das eine Wort man hörte, nur „Lenore?“ klang es her;
 Selber haucht' ich's, und „Lenore!“ trug das Echo trauernd her—
 Einzig dies und sonst Nichts mehr.



Als ich nun mit tiefem Bangen wieder in's Gemach gegangen,
 Hört' ich bald ein neues Pochen, etwas lauter als vorher.
 „Sicher,“ sprach ich da mit Beben, „an das Fenster pocht' es eben,
 Nun wohlan, so laß mich streben, daß ich mir das Ding erklär'—
 Still, mein Herz, daß ich mit Ruhe dies Geheimniß mir erklär'—
 Wohl der Wind und sonst Nichts mehr.“

Riß das Fenster auf jegunder, und herein stolzirt'—o Wunder!
 Ein gewalt'ger, hochbejahrter Rabe schwirrend zu mir her;
 Flog mit mächt'gen Flügelstreichchen, ohne Gruß und Dankeszeichen,

Der Rabe.

Stolz und stättlich sonder Gleichen, nach der Thüre hoch und hehr—
Flog nach einer Pallasbüste ob der Thüre hoch und hehr—

Sezte sich und sonst Nichts mehr.

Und trotz meiner Trauer brachte er dahin mich, daß ich lachte,
So gesetzt und gravitatisch herrscht' auf meiner Büste er.
„Ob auch alt und nah dem Grabe,“ sprach ich, „bist kein feiger Knabe,
Grimmer, glattgescher'ner Rabe, der Du kamst vom Schattenbeer—
Sprich, welch' stolzen Namen führst Du in der Nacht pluton'schem Heer?“

Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

Ganz erstaunt war ich, zu hören dies Geschöpf mich so belehren,
Schien auch wenig Sinn zu liegen in dem Wort bedeutungsleer;
Denn wohl Keiner könnte sagen, daß ihm je in seinen Tagen
Sonder Zier und sonder Zagen so ein Thier erschienen wär',
Das auf seiner Marmorbüste ob der Thür gefessen wär'

Mit dem Namen „Nimmermehr.“

Dieses Wort nur sprach der Rabe dumpf und höhl, wie aus dem Grabe,
Als ob seine ganze Seele in dem einen Worte wär'.
Weiter Nichts ward dann gesprochen, nur mein Herz noch hört' ich pochen,
Bis das Schweigen ich gebrochen: „Andre Freunde floh'n seither—
Morgen wird auch er mich fliehen, wie die Hoffnung floh seither.“

Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

Immer höher stieg mein Staunen bei des Raben dunklem Raunen,
Doch ich dachte: „Ohne Zweifel weiß er dies und sonst Nichts mehr;
Hat's von seinem armen Meister, dem des Unglücks finstre Geister
Drohten dreist und drohten dreister, bis er trüb und trauersthyer—
Bis ihm schwand der Hoffnung Schimmer, und er fortan seufzte sthyer:
„D nimmer—nimmermehr!““



Trotz der Trauer wieder brächte er dahin mich, daß ich lachte ;
Einen Armsstuhl endlich rollte ich zu Thür und Vogel her.
In den sammt'nen Kissen liegend, in die Hand die Wange schmiegend,
Sann ich, hin und her mich wiegend, was des Wortes Deutung wär'—
Was der grimme, finst're Vogel aus dem nächt'gen Schattenheer
Wollt' mit seinem „Nimmermehr.“

Dieses sah ich still ermessend, doch des Vogels nicht vergessend,
Dessen Feueraugen jeho mir das Herz beklemmten sehr ;
Und mit schmerzlichen Gefühlen ließ mein Haupt ich lange wühlen

Der Rabe.

In den weichenfarb'nen Pfählen, überstrahlt vom Lichte hehr—
 Ach, in diesen sammtnen Pfählen, überstrahlt vom Lichte hehr—
 Ruhet sie jetzt nimmermehr!

Und ich währte, durch die Lüfte wallten süße Weihrauchdüfte,
 Ausgestreut durch unsichtbare Seraphshände um mich her.
 „Lethé,“ rief ich, „süße Spende schickt Dir Gott durch Engels Hände,
 Daß sich von Lenoren wende Deine Trauer tief und schwer!
 Nimm, o nimm die süße Spende und vergiß der Lauer schwer!“
 Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Gramprophet!“ rief ich voll Zweifel, „ob Du Vogel oder Teufel!
 Ob die Hölle Dich mir sandte, ob der Sturm Dich wehte her!
 Du, der von des Orkus Strande—Du, der von dem Schreckenlande
 Sich zu mir, dem Trüben, wandte—künde mir mein heiß Begehrt:
 Find' ich Balsam noch in Gilead? ist noch Trost im Gnadenmeer?“
 Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Gramprophet!“ rief ich voll Zweifel, „ob Du Vogel oder Teufel!
 Bei dem ew'gen Himmel droben, bei dem Gott, den ich verehr'—
 Künde mir, ob ich Lenoren, die hienieden ich verloren,
 Wieder find' an Ebens Thoren—sie, die thront im Engelsheer—
 Jene Selge, die Lenoren nennt der Engel heilig Heer!“
 Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Sei dies Wort das Trennungszeichen! Vogel, Dämon, Du mußt weichen!
 Fleuch zurück zum Sturmesgrauen, oder zum pluton'schen Heer!
 Keine Feder laß zurücke mir als Zeichen Deiner Tücke;
 Laß allein mich dem Gesichte—wage nie Dich wieder her!
 Fort und laß mein Herz in Frieden, das gepeinigt Du so sehr!“
 Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

Und der Rabe weicht nimmer—sitzt noch immer, sitzt noch immer
Auf der blassen Pallasbüste ob der Thüre hoch und hehr;
Sitzt mit geisterhaftem Munkeln, seine Feueraugen funkeln
Gar dämonisch aus dem dunkeln, düstern Schatten um ihn her;
Und mein Geist wird aus dem Schatten, den er breitet um mich her,
Sich erheben—nimmermehr!



Nach Einigen soll das in der drittlezten Straphe des Originalgedichtes vorkommende Wort „Aidenn“ die Accusativ-Form des griechischen „*Aidōs*“ sein und daher „Hades“ bedeuten. Es scheint uns indessen durchaus nicht wahrscheinlich, daß dem Dichter ein Hades im Sinne der hellenischen Mythologie vorschwebte. Schon die in dem Gedichte mehrfach vorkommende Anspielung auf die Engel verbietet eine solche Annahme. Wenn wir daher dieses, selbst im Englischen ungewöhnliche, Wort mit „Eden“ übersetzen, so thun wir dies, gestützt auf die aus dem Zusammenhang des Gedichtes sich ergebende Wahrscheinlichkeit, sowie auch auf das Urtheil Derer, die Edgar A. Poe persönlich kannten und mit der Geschichte des Gedichtes vertraut sind.

Im Nachtrag zur neuesten Auflage von Webster's großem Wörterbuch (Seite 1545) lesen wir übrigens Folgendes:

AIDENN. An anglicized and disguised spelling of the Arabic form of the word *Eden*;—used as a synonym for the celestial paradise. [*Rare.*]

Derselbe Sinn ergibt sich aus folgender Stelle aus Griswold's biographischer Skizze von Poe:

“—and all night, with drenched garments and arms beating the winds and rains, he would speak as if to spirits that at such times only could be evoked by him from the *Aidenn*, close by whose portals his disturbed soul sought to forget the ills to which his constitution subjected him—close by the *Aidenn* where were those he loved—the *Aidenn* which he might never see, but in fitful glimpses, as its gates opened to receive the less fiery and more happy natures, whose destiny to sin did not involve the doom of death.”

Anmerkung des Uebersetzers.

Edgar Allan Poe.

Biographische Skizze.

“He might have soared in the morning light,
But he built his nest with the birds of night.”

R. H. STODDARD.

Die allegorische Sage von dem Engel und dem Dämon, die gleichzeitig das Innere eines Menschen bewohnten und beständig mit einander um die Oberhand rangen, hat sich wohl nie so unzweideutig an einem Sterblichen bewahrheitet wie an dem großen amerikanischen Dichter und Schriftsteller, dessen berühmtes Meisterwerk wir in den vorhergehenden Seiten mittheilten. Wohl begegnen wir in der Geschichte der Literatur—um uns nur auf diese zu beschränken—manchen Charakteren, in denen der Kampf zwischen dem Geistigen und Sinnlichen, das stete Ringen zwischen Verstand und Gefühl, die unaufhörliche Fehde zwischen dem Erhabenen und dem Gemeinen die grellsten Contraste zu Tage treten ließen. Wir wollen hier nur an Byron und Heine erinnern, die fast auf jeder Seite ihrer Schriften von dieser entsetzlichen innern Zerrissenheit Kunde geben. Nirgends aber tritt uns dieser schauerhafte Dualismus in so kolossalen Proportionen entgegen, nirgends bietet er ein so furchtbares Schauspiel dar wie in Edgar Allan Poe. Hier scheint es wirklich, als ob—horribile dictu!—der höchste Geistesadel sich mit der tiefsten moralischen Verworfenheit vermählt und als Frucht dieses unheiligen Bundes eine an Wahnsinn streifende Verzweiflung erzeugt habe. Die menschliche Natur schaudert zurück vor diesem mit dem glänzendsten Genie begabten, für alles Schöne und Edle so empfänglichen Manne, der uns in den meisten seiner Schöpfungen in eine Nacht des Grauens versetzt, die von feinem auch noch so schwachen Strahle der Hoffnung gemildert wird. Byron's Weltschmerz gleicht dem tobenden Meere, dessen sturmgepeitschte Wogen zu den Wolken empor schlagen und Alles zu verschlingen drohen, was sich ihrem wilden Strudel naht; Poe's Lebensmüdigkeit dagegen erinnert an den halb ausgebrannten Vulkan, in dessen Innerem es noch kocht und siedet, während die äußere Hülle kalt und eisig ist. Byron macht seinem Ingrimm in Flüchen und Verwünschungen Luft; Poe bleibt ruhig und gefaßt, während die gräßlichsten Foltern sein Herz zerfleischen, und lächelt. Fürwahr, ein entsetzliches Lächeln! Und gerade wie Byron's Weltschmerz, so war auch Poe's Lebensmüdigkeit die unausbleibliche Folge des zu frühen Genießens und Erkennens. Die verbotene Frucht war genossen, der Schleier der geheimnißvollen Statue mit frevler Hand gelüftet, der zaubervolle Reiz des Unbekannten oder nur Halbgeahnten zerstört—und nun blieb nichts mehr übrig als nur die nackte Wirklichkeit. Diese mit dem Idealen, dem Höhren auszugleichen, gebracht es dem englischen wie dem amerikanischen Dichter an Fähigkeit. Das vernichtende Prinzip war bei beiden dasselbe, nur die Art der Manifestation war verschieden.

Byron's Born ist zündend und flammend, doch immer noch menschlich; Poe's Verzweiflung dagegen ist die Verzweiflung eines Lucifer—sie ist wahrhaft dämonisch und von eisiger Kälte.

Die Parallele zwischen den beiden Dichtern läßt sich übrigens noch weiter verfolgen. Das Leben Beider bietet dem Menschen nach viele Aehnlichkeit dar. Bei Beiden machten sich schon von Geburt an dieselben unheilvollen Einflüsse geltend; Beiden mangelte es an einer richtigen Erziehung; Beide zeichneten sich schon in ihrer Jugend durch eine stürmische und ausschweifende Lebensweise aus; Beide starben in der Blüte ihrer Jahre, fast in gleichem Alter. Der Eine wie der Andere war der Gründer und das Haupt einer neuen Dichterschule, jeder in der ihm eigenthümlichen Sphäre. Der Eine wie der Andere glänzte durch sein Genie und drückte seinen Werken den unverkennbaren Stempel der Originalität auf. Von Poe sowohl wie von Byron läßt sich behaupten, daß sie ihre hohen Geistesgaben auf die unverantwortlichste Weise mißbrauchten; doch besitzen Poe's Schriften einen Vorzug vor denen Byron's: jede Zeile derselben ist, vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet, vollkommen rein, und man darf sie ohne Bedenken selbst der zartesten, unverdorbensten Jungfrau vorlegen, während Byron's Muse an Unzüchtigkeit kaum ihres Gleichen in der modernen Literatur hat.

Ferne sei es indessen von uns, unbedingt in das Verdammungsurtheil einzustimmen, das von so vielen wohlmeinenden, aber engherzigen Hyperpuristen über die beiden unglücklichen Poeten ausgesprochen wurde. Dem nüchternen, tiefer blickenden Psychologen sind sie eher Gegenstände des Mitleids und Bedauerns als des Abscheus. Wer vermag die Tragweite und die Folgen der Einflüsse zu ermessen, welche schon vor der Geburt des Kindes die Neigungen des künftigen Mannes bestimmen? Welche irdische Macht ist im Stande, die Erbanlagen eines Menschen auszuwurzeln oder radikal umzugestalten? Auf welche Art kann den nothwendigen Resultaten einer unvernünftigen Erziehungsweise vorgebeugt werden? Wir wissen, daß sich gewisse Neigungen, sowohl zum Guten als zum Bösen, auf ganze Generationen vererben; wir wissen, daß sich verschiedenartige Eindrücke, welche die Mutter während der Maternitätsperiode erhält, dem jungen Wesen mit unverlöschbaren Zügen aufprägen; wir wissen, daß selbst zufällige, beim Werden des neuen Lebens obwaltende Umstände oft von größter Bedeutung für die Zukunft des noch ungeborenen Erdenbürgers sind. Alle diese prädisponirenden Ursachen sollten bei der Beurtheilung eines Menschen gewichtig in die Waagschale fallen; am gewichtigsten jedoch bei sogenannten „Problematischen Charakteren,“ in denen die guten und die bösen Grundanlagen gleich stark entwickelt sind, in denen der Engel und der Dämon in beständigem Kampfe um die Oberherrschaft liegen. Das anscheinend Problematische oder Unerklärliche solcher Charaktere wird dem aufmerksamen Beobachter verständlich werden, wenn er die Lebensgeschichte derselben nicht nur bis auf ihre Entstehung verfolgt, sondern sogar über diese Periode hinausgeht und die Geschichte der Eltern und Voreltern in Betracht zieht. Das genaue Studium der Geschichte eines Poe oder eines Byron wird ein klares Licht auf manche, dem oberflächlichen Beurtheiler unbegreiflich erscheinende Monstrositäten des Charakters werfen und uns eher mit Mitleid als mit Empörung über die „moralische Verworfenheit“ dieser merkwürdigen Männer erfüllen. Der beschränkte Raum gestattet uns indessen nicht, diesen Gegenstand ausführlich zu besprechen, und wir wollen daher einen flüchtigen Blick auf das Leben unseres Dichters werfen.

Edgar Poe war im Januar 1811 in der Stadt Baltimore geboren. Er stammte aus einer der ältesten und angesehensten Familien des Staates Maryland. Sein Urgroßvater, John Poe, heiratete in England eine Tochter des berühmten brittischen Admirals James McBride. Sein Großvater, David Poe, leistete während des Revolutionskrieges dem Lande seiner Adoption bedeutende Dienste als General-Quartiermeister und war ein intimer Freund des unsterblichen Lafayette. Sein Vater, David Poe, Sr., der vierte Sohn des General-Quartiermeisters, widmete sich dem Studium der Rechte in Baltimore, verliebte sich aber in eine schöne und populäre

Schauspielerin, Elizabeth Arnold, die er gegen den Willen seiner Eltern heiratete, worauf er selbst ein Mitglied der Bühne wurde. Die Lebensweise dieses Paares soll eine sehr ausschweifende und stürmische gewesen sein, und es kann nicht bezweifelt werden, daß die Sitten der Eltern auf die Anlagen unseres Dichters einen bedeutenden Einfluß hatten. Nachdem sie etwa sechs bis sieben Jahre lang von Theater zu Theater gewandert waren, starben endlich Beide kurz nach einander und hinterließen drei kleine, hilflose Kinder—Henry, Edgar und Rosalie Poe.

Edgar wurde von Herrn Allan, einem reichen, kinderlosen Kaufmann zu Richmond, adoptirt, der an dem muntern, aufgeweckten Kleinen Gefallen fand. Leider aber war die Erziehung, die der wohlwollende Mann seinem Schützling angedeihen ließ, eine höchst verkehrte. Anstatt die herrlichen Gemüths- und Geistesanlagen des Knaben auf die richtige, segensreiche Früchte verheißende Bahn zu lenken, verdarb und verhätschelte er ihn auf die unvernünftigste Weise und legte damit die Grundlage zu allen jenen Verkehrtheiten, die sich späterhin in so entsetzlichen Widersprüchen manifestirten. Nichts wurde geduldet, was möglicherweise seinen „Willen brechen“ konnte. Folgende Anekdote liefert einen schlagenden Beweis von dieser Verkehrtheit. Als Poe ungefähr sechs Jahre alt war, sandte ihn sein Pflegevater in eine Schule, die von einer höchst achtbaren Dame in der Stadt Richmond gehalten wurde. Hinter dem Schulhause befand sich ein Gemüsegarten, der an den Spielplatz der Knaben grenzte. Letzteren war es verboten, diesen Gemüsegarten zu betreten, und jeder Uebertreter der Befehle mußte während der Unterrichtsstunden eine Rübe an einem Strick um den Hals tragen. Diese Strafe wurde einst dem kleinen Poe zu Theil, der sich eine Uebertretung hatte zu Schulden kommen lassen. Als die Schule zu Ende war, und ehe die Lehrerin Zeit hatte, ihm die Rübe abzunehmen, schlich er sich heimlich hinaus und begab sich mit dem possirlichen Schmuck um den Hals nach Hause, wo er seinem Pflegevater einen schrecklichen Bericht von der ihm widerfahrenen „Mißhandlung“ abstattete. Wüthend hierüber verfügte sich Herr Allan auf der Stelle nach dem Schulhause, hielt der verwunderten Lehrerin im Beisein mehrerer Schüler die Enormität dieser Beleidigung seines Pflinglings in scharfen Worten vor und verlangte seine Rechnung, da er, wie er sagte, entschlossen war, den armen Kleinen nie wieder einer solchen Tyrannei auszusetzen.

Kurz darauf begaben sich Herr und Madame Allan auf eine Reise nach England. Poe begleitete seine Pflegeeltern und wurde einem Dr. Bransby anvertraut, der in der Nähe von London eine höhere Knabenschule hielt. Hier verblieb er bis zum Jahre 1822; von seinem Leben während seines Aufenthaltes an diesem Orte ist indessen weiter Nichts bekannt, als was er uns in seiner unheimlichen Erzählung „William Wilson“ mittheilt. Bald nach seiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten betrat er eine Akademie in Richmond und einige Zeit später die Universität von Charlottesville in Virginien, wo er sich vor allen seinen Collegen durch glänzende Fortschritte in seinen Studien, aber auch durch maßlose Lieberlichkeit und Insubordination auszeichnete. Desgleichen that er sich hier als gewandter Fechter und Schwimmer hervor. An einem heißen Sunitage schwamm er um eine Wette von Richmond nach Warwick auf eine Entfernung von sieben und einer halben Meile, und zwar gegen den Strom. (Der Leser wird sich erinnern, daß Lord Byron ein ähnliches Schwimmgagniß über den Hellespont von Seistos nach Abydos unternahm.)

Während seines Aufenthaltes zu Charlottesville war Poe von Herrn Allan reichlich mit Geld versehen worden. Dennoch verließ er den Ort tief verschuldet, und als sein Pflegevater sich weigerte, einige seiner „Ehrenschnlden“ zu bezahlen, schrieb er ihm einen unverschämten Brief und schiffte sich kurz darauf nach Europa ein, mit der quizotischen Absicht, sich gleich Byron an dem griechischen Freiheitskampfe zu betheiligen. Er gelangte indessen nie nach Griechenland, sondern tauchte arm und verklumpt in St. Petersburg auf, wo Herr Middleton, der amerikanische Gesandte am russischen Hofe, sich seiner annahm und ihm die Rückkehr nach den Vereinigten

Staaten ermöglichte. Herr Allan verzieh ihm sein früheres Benehmen und verschaffte ihm Aufnahme in die Militär-Akademie zu West Point. Hier gab er sich eine kurze Zeit lang mit großem Eifer seinen Studien hin; bald jedoch verfiel er in seine alten Fehler und führte sich so schlecht auf, daß er nach Ablauf des zehnten Monats schimpflich kassirt werden mußte.

Kurz ehe Poe die Militär-Akademie betrat, war seine Pflegemutter, Madame Allan, gestorben, und bald darauf verheiratete sich Herr Allan mit einer Dame, die nach Einigen jung genug war, um als seine Entfölin gelten zu können. Nach seiner Ausstoßung von West Point begab sich Poe wieder nach Richmond und wurde von Herrn Allan abermals mit Güte aufgenommen. Bald jedoch fand dieser es für nothwendig, ihm sein Haus für immer zu verschließen. Die Ursache dieses Zerwürfnisses ist in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Seinen eigenen Angaben gemäß hatte Poe die Verheiratung des ältlichen Mannes mit der jungen Dame in einem Spottgedichte (ähnlich Pope's „Zanar und Mai“) verhöhnt und sich somit seinem eigenen Geständnisse zufolge des schwärzesten Undanks schuldig gemacht. Von Andern wird behauptet, Poe habe längst schon mit der fraglichen Dame ein Liebesverhältniß gehabt und dasselbe auch nach ihrer Verheiratung mit Herrn Allan fortgesetzt. Dies würde stark an Byron's „Parisina“ erinnern. Noch Andere behaupten, daß er die junge Gattin seines Pflegevaters gewaltfam zu Falle zu bringen versucht habe. Da nun aber für die beiden letzteren Darstellungen der Sache keine direkten Beweise vorliegen, so ist es nicht mehr als billig, Poe's eigene Angaben anzunehmen, und diese allein schon werfen einen sehr dunkeln Schatten auf seinen Charakter. Was nun auch die wahre Ursache des Zerwürfnisses sein mochte, so mußte Poe das Haus seines Wohlthäters für immer verlassen und wurde von diesem in seinem Testamente auch nicht mit einem einzigen Cent bedacht.*

Kurz nach seiner Ausstoßung von West Point hatte Poe in Baltimore ein Bändchen Gedichte (worumter „Al Araaf“ und „Zamerlane“ die bedeutendsten sind) veröffentlicht, die von der Kritik mit Beifall aufgenommen wurden, und so beschloß er denn, sich ganz und gar der Literatur zu widmen. Seine Bemühungen blieben indessen zu jener Zeit ohne pekuniären Erfolg und bald nöthigte ihn die bitterste Armut, sich als Gemeiner bei der regulären Armee anwerben zu lassen. Hier erkannte ihn einige Offiziere, die ihn zu West Point gesehen hatten. Diese machten ihren Einfluß geltend, um ihm eine Offizierscommission zu verschaffen; zu ihrem nicht geringen Verdruße aber bereitete er ihre Bemühungen, indem er desertirte.

Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode (1835—1849) führte er ein unstatetes und regelloses

* Diese skandalöse Affaire findet ihr würdiges Seitenstück in der neuesten Sensationsgeschichte in Bezug auf Lord Byron. In der September Nummer (1869) des Atlantic Monthly erschien nämlich ein von Mrs. S. Beecher Stowe (der Verfasserin von „Daniel Tom's Hütte“) geschriebener Artikel unter dem Titel: „The True Story of Lady Byron's Life,“ der das größte Aufsehen sowohl in diesem Lande wie in Europa machte. In diesem Artikel theilt Mrs. Stowe angedlich die wahre Ursache der Trennung Byron's von seiner Gattin mit. Es ist nämlich wohlbekannt, daß Byron sich mit einer Miß Milbank verheiratete, daß diese Ehe eine sehr unglückliche war, und daß die beiden Gatten sich schon nach einem Jahre für immer von einander trennten. Die Freunde der Gattin machten für diese Trennung den Grund geltend, daß Byron sie schlecht behandelte; daß sein häufig Spuren des Wahnsinns verathendes Benehmen ein friedliches Zusammenleben unmöglich machte; daß er unerlaubten Umgang mit andern Frauen pflegte, und daß seine ausschweifende, verkwenderische Lebensart den finanziellen Ruin seiner Gattin, die er nur ihres Geldes wegen geheiratet habe, herbeiführen drehte. Byron selbst und seine Freunde dagegen behaupteten, daß die Kälte, Lieblosigkeit und Unverträglichkeit der Lady die Trennung zur Nothwendigkeit machte. Was nun auch die wahre Ursache sein mochte, so konnte es nicht ausbleiben, daß Byron's schamloses unzüchtiger Lebenswandel vor und nach der Trennung die Sympathie der Welt seiner Gattin zuwandte, die sich mit ihrem Kinde nach ihrem elterlichen Hause zurückbegab. Byron wandte nun verschiedene Mittel an, um seine Gattin in den Augen der Welt als ein egoistisches, unersöhnliches Wesen darzustellen und die Sympathie seiner Zeitgenossen auf sich selbst überzutragen. Leider gelang ihm dies nur zu gut. Die rührenden Aufspielungen auf die Kälte und Unverträglichkeit seiner Gattin, die sich hin und wieder in seinen Schriften zerstreut finden, hatten die gewünschte Wirkung und ließen ihn als

Schriftstellerleben, indem er bald hier, bald dort für Magazine und Zeitschriften wirkte. Im Jahr 1838 ließ er sich zu Philadelphia nieder, wo er längere Zeit als Chef-Redakteur an Burton's „Gentleman's Magazine“ und später an „Graham's Magazine“ thätig war. In diesen Magazinen erschienen viele seiner besten Erzählungen und Gedichte; auch als Kritiker

ben gekränkten Theil erscheinen. Dies gilt namentlich von seinem hochberühmten „Lebewohl,“ das wir unsern Lesern in deutscher Uebersetzung mittheilen wollen:

Lebewohl.

Fare thee well! and if for ever.

Lebe wohl! und ob für immer,
Sei's für immer—lebe wohl!
Grollest Du mir auch, o nimmer
Sich mein Herz empören soll.

Sähst Du dieses Herz voll Kummer,
Wo Dein Haupt so oftmals lag,
Wo es schlief den süßen Schlummer,
Den es nie mehr schlummern mag;

Könnst' dies Herz Dir offenbaren
Jede Regung, jeden Zug,
Ach, Du würdest dann erfahren,
Wie so hart Dein Stolz es schlug!

Mag die Welt sich drob ergöhen,
Lobe sie Dein stolzes Herz,
Selbst ihr Lob muß Dich verletzen,
Stürgend sich auf meinen Schmerz.

Hab' ich auch mich oft vergangen,
Könnst' kein andrer Arm als der,
Der mich liebend einst umfangen,
Mich verwunden, ach so schwer?

Doch, o doch, bedenke immer,
Liebe stirbt allmählig ab;
Nimmer aber fand, o nimmer,
Liebe ein so jähes Grab.

Noch lebst Du, vielleicht in Frieden,
Noch schlägt mein gedrohen Herz;
Doch auf ewig nun geschieden—
Was kann lindern diesen Schmerz?

Lebe wohl!—getrennt auf immer,
Freundlos, einsam, freudenleer,
Ohne Trost und Hoffnungschimmer—
Armes Herz, was brauchst' noch mehr!

Dies sind Worte tiefer Sorgen
Als man hört an Grabeshöh'n!
O der Qual, an jedem Morgen
Finden ein verwittwet Weib!

Wenn bei unsrer Kleinen Pallen
Trosvoll sich Dein Herz erhebt,
Willst sie lehren, „Vater!“ fallen,
Ob auch fern von ihr er lebt?

Wenn ihr Händchen Dir begegnet,
Wenn ihr Mund den Deinen drückt,
Denke sein, der heiß Dich segnet,
Sein, den Du einst hoch beglückt!

Sollen ihre Züge gleichen
Denen, die Du nie mehr siehst,
Wird Dein Puls Dir zitternd zeigen,
Daß Du noch für mich' erglühst.

All mein Irren ist Dir offen,
All mein Fehlen, Niemand kund;
All mein Sehnen, Wünschen, Hoffen
Ist bei Dir zu jeder Stund'.

Zürne nicht dem Hoffungslofen—
Stolz, den keine Welt beugt,
Beugt sich Dir—von Dir verlofen
Nun mein letzter Trost entflucht.

Doch umsonst—auf Windesflügeln
Schweht das eitle Wort hinan;
Doch wer kann Gedanken zügeln?
Mächtig brechen sie sich Bahn.

Byron verließ nach der Trennung von seiner Gattin England für immer, durchreiste verschiedene Länder, theilte sich am griechischen Freiheitskampfe und starb 1824 zu Missolonghi im siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens. Lady Byron aber ertrug ihren Kummer in stiller Geduld und widmete sich in Zurückgezogenheit der Erziehung ihrer Tochter Ada, dem einzigen Sprößling ihrer unglücklichen Ehe. Mrs. Stowe, welche im Jahr 1836 England besuchte, hatte eine längere Unterredung mit Lady Byron und erfuhr bei dieser Gelegenheit, wie sie in oben angezogenem Artikel im Atlantic Monthly mittheilt, die wahre Ursache, welche zur Trennung der beiden Gatten führte. Jener Mittheilung nach verhielt sich die Sache wie folgt:

Lord Byron traf einst bei einer Abendvargie Miß Milbank, die einzige Tochter eines der reichsten Männer Englands. Ihre Schönheit und Anmuth machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und nach kurzer Bekanntschaft bot er ihr seine Hand an. Aus Gründen, die nicht bekannt wurden, lehnte sie seinen Antrag ab, versicherte ihn aber ihrer tiefsten und aufrichtigsten Freundschaft. Byron stürzte sich nun in Auschwüefungen jeder Art und sah sich endlich so von der Sympathie aller achtbaren Menschen ausgeschlossen, daß er dem Drängen einiger Freunde nachgab und ein neues Leben zu beginnen beschloß. Eine Heirat schien ihm das geeignetste Mittel zur Durchführung seines Zweckes. In einer üblen Stunde setzte er sich hin und machte zwei Damen zu gleicher Zeit schriftliche Anträge, von denen der eine

machte er sich hier bekannt und gefürchtet. Leider aber beharrte er auf seinem unordentlichen Lebenswandel und war zeitweise oft so dem Trunke ergeben, daß er nicht nur seine Berufsgeschäfte vernachlässigte, sondern auch häufig mit seiner Familie—er hatte in Richmond seine schöne und lebenswürdige Cousine Virginia Clemm geheiratet—in Nahrungsjorgen gerieth. Dabei verfrustete sich sein Gemüth mehr und mehr, und nicht selten bemerkte man Spuren des Zerrinnens an ihm. Im Jahr 1844 siedelte er nach New York über. Hier erschien sein berühmtes Meisterwerk, „Der Raub“, das sofort die ganze literarische Welt Amerika's und Englands elektrisirte. Er war jetzt der Löwe des Tages und hatte die besten Aussichten auf eine glänzende Zukunft; doch wiederum bemächtigte sich der Dämon des Trunkes seiner, und wiederum gerieth er in die tiefste Noth. Außer dieser Schwäche gebrach es ihm auch noch an allem und jedem Geschäftstakt, und gar häufig wurde er von schlaueren Menschen betrogen. Bittere Erfahrungen in dieser Hinsicht machten ihn nachgerade zum Misanthropen, und immer düsterer und unheimlicher wurde sein Gemüth. Seine Gattin, seine innigst geliebte Virginia, hatte lange schon an der Auszehrung gelitten und war jetzt ihrem Ende nahe; er selbst lag auf dem Krankenbette und war nicht im Stande, für sie oder sich selbst zu sorgen. Die Noth stieg endlich auf das Höchste, bis theilnehmende Freunde in den Tagesblättern Aufrufe zu seiner Unterstützung ergehen ließen, denen auch auf die edelmüthigste Weise entsprochen wurde. Endlich raffte ihm der Tod die theure Lebensgefährtin hinweg und von nun an sank er immer tiefer. Zweizeilen schien er dem Wahnsinn unrettbar verfallen. So außerordentlich reizbar war sein Temperament, daß, wie Willis sagt, ein einziges Glas Wein hinreichte den Dämon in ihm wach zu rufen. Dann „pflegte“ er in einem Zustand des Wahnsinns oder der Melancholie in den Straßen umherzuwandern, die Lippen von halberstickten Flüchen bewegt, oder die Augen in leidenschaftlichem Gebete empor gewandt, (nie für sich selbst, denn er fühlte, oder gab vor zu fühlen, daß er bereits verdammt sei,

abgelebt wurde. Der andere, der günstige Aufnahme fand war an Miss Milbank abgestrit, die sich diesmal von seinen Bitten und Vorstellungen erweichen ließ. Die Trennung fand bald darauf statt, allein schon der erste Tag der Ehe zeigte der Armen, in welches Unglück sie sich gestürzt hatte. Kaum hatte das junge Paar die Kirche verlassen und in der Kutse Platz genommen, als Byron in einem Paroxysmus der Leidenschaft ausrief: „Sie hätten mir dies ersparen können, Madame; Sie hatten Alles in Ihrer Macht, als ich Ihnen den ersten Antrag machte! Damals hätten Sie aus mir machen können, was Sie nur wollten; jetzt aber werden Sie finden, daß Sie einen Teufel geheiratet haben!“

Nur ein einziges Jahr dauerte diese Ehe, allein diese Zeit war lange genug, um Lady Byron zu zeigen, welche fürchtbare, bedenlose Verworfenheit ihre Verbindung mit dem Dichter bemänteln sollte. Sie hatte während dieser kurzen Zeit Kummer, Leiden und Mißhandlungen jeder Art mit ächt weiblicher Geduld ertragen; sie hatte den tieferschuldeten Gatten zu wiederholten Malen mit ihren Mitteln aus den Händen seiner Dränger erlöst; sie hatte mit heroischer Aufopferung gebetet, geduldet und geheßt—endlich aber kam eine Enthüllung, die selbst das stärkste weibliche Herz in den Staub niederschmettern mußte. Byron hatte—sollte man es für möglich halten?—vor und während seiner Ehe Blutschänderischen Umgang mit seiner eigenen Schwester, der Gattin eines Mr. Leigh, gepflogen!

Der Schlag war fürchtbar, überwältigend für das arme Weib, und dennoch verließ sie den treulosen Gatten nicht; dennoch fuhr sie fort, mit dem Dämon zu ringen, der sich seiner bemächtigt hatte. Noch immer hegte sie die Hoffnung, den Tiefgefallenen durch ihren reinen, milden Einfluß wieder aufzurichten. Alle Bemühungen waren indessen vergeblich; denn der jetzt von Haß gegen die tiefgekränkte Gattin erfüllte Mensch wandte seinem Werle die Krone auf, indem er sie aus dem Hause vertrieb, das ihre Mittel ihm erworben hatten! Jedoch, bis der Tod ihm die Augen zubrückte, hing Lady Byron mit treuer Liebe an ihm und bestete beständig, daß der Engel doch noch in dem Unglücklichen die Oberhand gewinnen und den Dämon austreiben möchte. Lange, lange Jahre bewahrte sie das schreckliche Geheimniß, und erst gegen das Ende ihres Lebens, als die Schmäbungen der Welt über ihre „Kälte und Unversöhnlichkeit“ immer lauter und stärker wurden, dachte sie darüber nach, ob es nicht ihre Pflicht wäre, die Wahrheit zu verkündigen. Mrs. Stowe, der sie diese Mittheilung machte, bestärkte sie in diesem Vorhaben, und da nach Lady Byron's Ableben Jahre vergingen, ebne daß etwas von der Sache an die Oeffentlichkeit gelangte, so unternahm sie es selbst, den geschmähten und verkannten Charakter der unglücklichen Dulderin durch Publicirung des erwähnten Artikels im Atlantic Monthly in seinem wahren Lichte darzustellen.

sondern) für das Glück Derer, die für den Augenblick die Gegenstände seiner Verehrung waren; —oder, den Blick in das von Qual zerrissene Herz gesenkt und das Antlitz von Gram umschattete, stellte er sich den wildesten Stürmen bloß; und die ganze Nacht hindurch, mit Kleidern vom Regen triefend und mit den Armen in der Luft umherfahrend, pflegte er wie mit Geistern zu sprechen, die er nur zu solchen Zeiten aus dem Eden herzaubern konnte, an dessen Pforten seine zerrüttete Seele die Nebel zu vergessen suchte, denen seine Constitution ihn unterwarf—aus dem Eden, das seine dahingeshiedenen Theuren beherbergte—dem Eden, das er nimmermehr sehen sollte, ausgenommen wenn seine Pforten sich aufthäten, um die glücklicheren und milder feurigen Naturen aufzunehmen, die nicht dem Fluche der Verdammniß anheimfielen.“

Fast ein Jahr lang nach dem Tode seiner Gattin ließ sich Poe nicht in der Oeffentlichkeit blicken, war aber nichtsdestoweniger unermüdet thätig. Im Frühling 1848 kündigte er seinen Entschluß an, eine Reihe von Vorlesungen zu halten, mit deren Erlös er seinen längst gehegten Plan, ein eigenes monatliches Magazin zu gründen, in Ausführung zu bringen gedachte. Wirklich hielt er denn auch in New York eine Vorlesung über die Kosmogonie des Universums, die er später unter dem Titel: „Eureka, ein Gedicht in Prosa“ veröffentlichte. Die Vorlesung fand vor einem äußerst geistreichen Auditorium statt und erregte nicht wenig Aufsehen; trotzdem kam das projektierte Magazin nicht zu Stande. Etliche Jahre zuvor hatte er, anfangs in Gemeinschaft mit einem Herrn Briggs und später allein, das „Broadway Journal“ herausgegeben, das indessen an Folge seines gänzlichen Mangels an Geschäftstakt wieder eingegangen war. Von dieser Zeit an schrieb er nur noch wenig.

Wenn Griswold's hämischen Angaben Glauben zu schenken ist, soll sich Poe nun mit einer sehr angesehenen Schriftstellerin in Neu-England verlobt, jedoch um die Verbindung mit ihr abzubrechen, am Abend vor dem zur Hochzeit bestimmten Tage sich in einem Zustand bestialischer Betrunkenheit nach ihrem Hause begeben und daselbst so unanständig aufgeführt haben, daß die Polizei herbeigerufen werden mußte, um ihn hinauszumerwerfen. Die Wahrheit dieser Mittheilung wird indessen von Vielen bezweifelt.

Im August 1849 verließ Poe New York, um sich nach Virginien zu begeben. In Philadelphia traf er etliche frühere Trinkgefährten, mit denen er sich mehrere Tage lang Excessen der schlimmsten Art überließ. Nachdem er den letzten Cent vergendet hatte, erbettelte er sich von etlichen Bekannten die Mittel zur Fortsetzung seiner Reise und gelangte endlich nach Richmond. Dort schloß er sich einer Temperenz-Gesellschaft an und zeigte durch sein Betragen, daß es ihm Ernst damit war, fortan ein anderes Leben zu führen. Er hielt etliche Vorlesungen, die stark besucht waren, und wirklich schien es, als wollte das Glück ihm günstig sein. Er erneuerte die Bekanntschaft mit einer Dame, die er schon in seiner Jugend gekannt hatte, verlobte sich mit ihr und traf Anstalten, sich bleibend in Richmond niederzulassen. Einem Freunde schrieb er, daß er glänzende Aussichten auf die Zukunft habe und daß die „verlorene Lenore“ endlich gefunden sei. Doch nur sehr kurze Zeit hatte es mit seinem Glück Bestand. Am Donnerstag den 4. Oktober machte er sich auf den Weg nach New York, um noch einige Geschäfte zu erledigen und sich auf die Hochzeit vorzubereiten. In Baltimore angelangt begab er sich nach einem Hotel, um eine Mahlzeit zu genießen. Dort traf er einige Bekannte, die ihn zum Trinken einluden. Bald waren seine guten Vorsätze, sowie Braut, Hochzeit und Alles vergessen; er brachte die Nacht beim vollen Becher zu, irrte dann in einem Anfall von Säuferwahn in den Straßen umher und wurde am folgenden Morgen in sterbendem Zustand in einer Gasse liegend gefunden. Man brachte ihn nach einem Hospital und wandte alle Mittel an, um ihn zu retten; allein menschliche Hilfe kam zu spät und zwei Tage darauf, am Sonntag den 7. Oktober 1849, hauchte er in seinem achtunddreißigsten Jahre sein Leben aus. Kein Stein, kein Denkmal deutet die Stelle an, wo Amerika's genialster Dichter

von den Stürmen und Drangsalen eines vielbewegten Lebens ruht; doch soll ihm demnächst ein Monument in seiner Vaterstadt errichtet werden.

Nach dieser peinlichen Aufzählung seiner Schwächen und Laster wäre es indessen ungerecht, wenn wir seine edleren Eigenschaften unerwähnt lassen wollten. In seinen besseren Augenblicken war er bescheiden, zuvorkommend und gefällig, sowie streng gewissenhaft in allen Geschäftsangelegenheiten. Für Arme und Nothleidende hatte er stets ein warmes, liebevolles Herz, und gar häufig theilte er seine eigene kümmerliche Habe mit andern Unglücklichen. Am Liebenswürdigsten aber erschien er in seinem häuslichen Kreise. Seine schöne, zarte Gattin liebte und verehrte er mit der innigsten Hingebung, und auch der Mutter derselben, die in seinen dunkeln und heitern Stunden stets wie ein guter Engel über ihm wachte, begegnete er beständig mit der größten Achtung. Der Letztern widmete er nach dem Tode seiner Gattin folgendes rührende Sonnett:

An meine Mutter.

Die weil ich fühle, daß im Himmel dorten
Der Engel Flüstern, süß und amnthreich,
Bei allen heil'gen, glüh'nden Liebesworten
Kein Wort besitzt, dem Namen „Mutter“ gleich—
Rannst' stets ich Dich bei diesem theuren Namen,
Dich, die Du mehr als Mutter warest mir,
Mein Herz erfüllend, seit die Engel kamen,
Virginia's Geist zu führen fort von hier.
Ach, meine eig'ne Mutter, früh verschieden,
War Mutter meiner selbst nur; Du jedoch
Warst Mutter meines höchsten Guts hienieden
Und theurer als die eig'ne Mutter noch—
Um so unendlich theurer als mein Weib
Mir war, als meines Selbstes Seel' und Leib.

Poe's äußere Erscheinung war imposant. Die hohe, schön gewölbte Stirn, von dunklem Haar umschattet, sowie die großen, schwarzen und leuchtenden Augen befundeten schon auf den ersten Blick die Anwesenheit des Genies; dagegen verriethen der fast weibliche Mund und das zartgeformte Kinn Mangel an Energie und Entschlossenheit. Seine Manieren waren äußerst einnehmend, seine Stimme melodisch und ausdrucksvoll und seine Beredsamkeit ganz außergewöhnlich. Wenn die Glut der Begeisterung ihn ergriff, übte er eine wahrhaft mesmerische Gewalt auf seine Umgebung aus. Fast jederzeit hatten seine Züge einen melancholischen Ausdruck und selten nur sah man ihn lächeln. Allerdings waren seine Leiden und Mißgeschicke groß, anstatt ihn aber zu läutern und zu veredeln, hatten dieselben nur die Wirkung, sein Gemüth zu verfinstern und seiner gewaltigen Phantastie einen wildschauerlichen Anstrich zu geben. Die Idee, von Gott und der Welt verlassen zu sein, kam ihm nie aus dem Sinn; daher jene furchtbare Verzweiflung, jener düstere „Schatten des Raben,“ der ihn ewig umhüllte—daher jene unendliche Sehnsucht nach der „verlorenen Lenore,“ die ihn immer wieder zu neuem Kämpfen und Ringen antrieb.

Der nun ebenfalls dahingegangene Dichter Willis, der Poe lange und intim kannte, schreibt, daß er ihn während der ganzen Zeit seiner Bekanntschaft mit ihm auch nicht ein einzigesmal in jenem dämonischen Zustand gesehen habe, in welchem er sich, wie Andere versichern, als wahres Scheusal zu zeigen pflegte. Ihm erschien er jederzeit als derselbe melancholische, einnehmende und zuvorkommende Gentleman, der durch sein würdevolles Benehmen die Achtung Aller gewann, mit denen er in Berührung kam. Es sei unmöglich gewesen, sagt Willis, ihn nicht mit der zartesten Höflichkeit zu behandeln.

Auch die hochgefeierte und allgemein verehrte Dichterin, Mrs. Frances Sargent Osgood, entwirft uns ein sehr anmuthiges Bild von Poe. „Ich habe ihn,“ schreibt sie, „mie anders als sanft, edelmüthig, und feingebildet, fast aristokratisch, gesehen. Für eine feinfühlende und zart erzogene Frau lag ein eigenthümlicher und unwiderstehlicher Zauber in der chevaleresken, graziosen, fast zärtlichen Verehrung, mit welcher er jederzeit allen Frauen begegnete, die seine Achtung gewannen. . . . In seiner eigenen einfachen und dennoch poetischen Heimat war es jedoch, wo mir Edgar Poe's Charakter in seinem schönsten Lichte erschien. Scherzhaft, liebevoll, witzig, abwechselnd nachgiebig und eigenfinnig wie ein verhätscheltes Kind hatte er für seine junge, zarte und vergötterte Frau, sowie für Alle, die ihn aufsuchten, selbst mitten in seinen beschwerlichsten literarischen Arbeiten ein freundliches Wort, ein einnehmendes Lächeln und höfliche, zarte Aufmerksamkeit. Meine erste Begegnung mit dem Dichter fand im Astor House statt. Einige Tage zuvor hatte mir Willis an der table d'hôte jenes prächtige und merkwürdige Gedicht, „Der Rabe,“ gereicht und zugleich bemerkt, daß der Verfasser desselben meine Ansicht darüber zu vernehmen wünsche. Ich las das Gedicht und fast war mir dabei zu Muth, als lauschte ich einem überirdischen Geisterchor. Nicht ohne ein gewisses Grauen vernahm ich daher, daß Poe mir vorgestellt zu werden wünschte. Nie werde ich jenen Morgen vergessen, an dem Willis mich nach dem Salon geleitete, um den Dichter zu empfangen. Den stolzen, schönen Kopf aufgerichtet, die dunkeln Augen von dem zündenden Feuer des Gefühls und der Gedanken blickend, mit einer eigenthümlichen und unnachahmlichen Mischung von Zartheit und Stolz in seinem Ausdruck und Wesen, grüßte er mich ruhig, ernst, ja fast kalt, dennoch aber mit einem so markirten Ernste, daß ich nicht unthun konnte, mich tief davon durchdringen zu fühlen. Von jenem Augenblick an bis zu seinem Tode waren wir Freunde, und in seinen letzten Worten noch, ehe die Vernunft ihren fürstlichen Thron in jenem übermäßig angestregten Gehirn für immer verließ, gab er mir einen rührenden Beweis seiner unwandelbaren Freundschaft.“

Poe's Werke wurden nach seinem Tode von Dr. R. W. Griswold in einer Gesamtausgabe von vier Bänden veröffentlicht.* Diese enthalten Gedichte, Erzählungen, ästhetische und philosophische Abhandlungen und Kritiken. Es ist schwer zu sagen, in welcher Schreibart er sich am meisten auszeichnete. Alle seine Produkte bekunden hohes Genie, scharfe Auffassung, eingreifende Analyse und ungemeine Formgewandtheit. Seine Erzählungen sind wahre Muster eines klassischen Stils und stehen in dieser Hinsicht vielleicht in der ganzen englischen Literatur unerreicht da; allein fast insgesammt behandeln sie die düstersten und schauerlichsten Gegenstände, die man sich nur denken kann. Mit großer Vorliebe beschreibt Poe die Krebschäden des Geistes und seirt dieselben von den Wurzeln an bis zu den äußersten Verzweigungen. Nicht minder gewandt ist er in der Analyse der Idiosynkrasien der menschlichen Natur. Mit wahrer Meisterhand malt er uns eine Monomanie, wie z. B. in „The Fall of the House of Usher,“ in „Ligeia,“ in „William Wilson,“ u. s. w. Mit unheimlicher Zaubergewalt fesseln uns seine ratiocinativen Erzählungen, wie: „Mesmeric Revelation,“ „The Facts in the Case of M. Valdemar,“ „The Murders of the Rue Morgue,“ u. s. w. Schauer und Entsetzen erfüllen uns bei Durchslehung solcher Produktionen wie: „The Pit and the Pendulum,“ „The Premature Burial,“ „A Descent into the Maelstrom,“ u. s. w. Anfangs erscheinen uns manche seiner Erzählungen wie gräßliche Fratzenbilder; bei aufmerksamerem Studium aber werden wir den tiefern Sinn gewahr und schauern zurück vor dem furchtbaren

* Die diesen Bänden vorangeschickte Biographie Poe's ist in äußerst gebäßigem Tone geschrieben und gereicht Dr. Griswold, der einen persöhnlichen Groll gegen den Verstorbenen hegte, keineswegs zur Ehre. Griswold erblüdt in Poe ein moralisches Ungeheuer, das allen besseren und edleren Regungen unzugänglich ist. Manche in dieser Biographie enthaltene Angaben sind reine Erfindungen, während viele andere cum grano salis aufgenommen werden sollten.

Panorama, das er uns eröffnet. Poe besaß zwei Taktikäten, die wir selten vereinigt finden, nämlich die Gewalt, den Geist des Lesers ganz unbemerktlich mit dem Schatten des Geheimnißvollen zu umhüllen, und eine Genauigkeit in den Details, die auch nicht den geringsten Umstand außer Acht läßt. Er berechnete von vorne herein die Wirkung, die er hervorbringen wollte, und ließ daher alle untergeordneten Theile direkt auf das Centrum hinspielen. Diese analysirende Tendenz seines Geistes hielt seiner schöpferischen das Gleichgewicht und setzte ihn in den Stand, seinen unnatürlichen Phantasiegebilden den Anschein der Wirklichkeit zu verleihen. Besonders liebte er es, durch dunkle Andeutungen Grauen zu erregen und dann der Einbildungskraft des Lesers die Vollendung des schrecklichen Gemäldes zu überlassen.

Derselbe düstere, morbide Ton, der seine Prosa charakterisirt, ist auch seiner Poesie eigen, obgleich hier das Prinzip der Schönheit überwiegend an den Tag tritt und das Grauensvolle mildert. Höchst originell in Form und Inhalt gehören manche seiner Gedichte zu den herrlichsten Juwelen der englischen Literatur; so z. B. "The Haunted Palace," "The Bells," "Lenore," "Annabel Lee," und die Ehrenodie "Ulalume." Die Krone seiner Dichtungen aber, und das größte Meisterwerk der amerikanischen Poesie ist „Der Rabe.“ In dieser Pracht schöpfung ergoß er seine ganze furchtbare Verzweiflung und seine unendliche Sehnsucht nach dem Hohen und Himmlischen. Vom rein artistischen Standpunkt betrachtet ist dieses Gedicht unbedingt das vollkommenste und großartigste, das je in der englischen Sprache geschrieben wurde. Versmaß, Rhythmus, Ton—Alles ist dem Gegenstande angemessen; die eigenthümliche Monotonie, die Alliterationen und Wiederholungen verleihen dem Ganzen einen gewaltigen Effekt. Dabei wogt es von einem gewissen Unterströme tieferer Bedeutung, der sich fort und fort steigert, bis in der letzten Strophe die symbolische Intention des Gedichtes klar an den Tag tritt. Dieser geheimnißvolle Unterstrom ist es hauptsächlich, was uns so mächtig „hinanzieht,“ und was dieser Schöpfung einen so großen Vorzug vor manchen bloß schauerlich-fantastischen Balladen, wie z. B. Bürgers „Lenore,“ giebt.

Im „Raben“ zeigt sich der amerikanische Welt Schmerz in seiner höchsten Potenz, gleichwie der Deutsche im „Faust.“ Während sich aber in letzterem die unendliche Sehnsucht befriedigend auflöst, behält in Poe's Schöpfung die Verzweiflung die Oberhand. Der Rabe bleibt. Stumm, starr und regungslos verharret er auf der Büste und durchbohrt den von entsetzlichen Qualen zerrissenen Jüngling mit seinen Feueraugen. Immer dichter und finsterner umhüllt sein Schatten den Unglücklichen, dem jeder Trost, jede Hoffnung auf einstige Seligkeit erbarmungslos benommen ist.

Durch dieses einzige Gedicht würde Poe, selbst wenn er nichts Anderes geschrieben hätte, seinen Anspruch auf Unsterblichkeit begründet haben. Keine Uebersetzung wäre im Stande, die unvergleichliche Schönheit dieser majestätisch dahin fließenden Ballade wiederzugeben; doch mag der oben mitgetheilte Versuch dazu dienen, dem deutschen Leser einen schwachen Begriff von der Großartigkeit des Originals zu verleihen.

Als Kritiker war Poe rücksichtslos streng und machte sich daher viele Feinde. Fast beständig lag er mit andern Schriftstellern in heftigem Streite. Mit derselben Strenge wie die Produkte Anderer kritisirte er indessen seine eigenen; ja es machte ihm sogar Vergnügen, den Enthusiasmus des Publikums für dieselben herabzustimmen, wie z. B. in dem cynischen Artikel "The Philosophy of Composition," in welchem er uns glauben machen will, daß der „Rabe“ nach rein mathematischen Grundsätzen entstanden sei.

Es gebietet uns an Raum, Poe's ästhetische Schriften und das merkwürdige Werk „Eureka“ näher zu besprechen. In ersteren, namentlich in der kleinen Schrift "The Poetic Principle," hat er seine Ansichten und Ueberzeugungen in Bezug auf literarische Schöpfungen, besonders in Bezug auf die Poesie, in der ihm eigenthümlichen scharfsinnigen und deutlichen Weise niederge-

legt. Die Epik ist ihm zuwider, da, wie er sagt, ein Gedicht seinen Totaleindruck verliert, wenn man es nicht auf einmal, d. h. ohne Unterbrechung, durchlesen kann. Jede Erregung, somit auch die poetische, ist nothwendigerweise von kurzer Dauer und verliert sich, nachdem sie ihren Höhepunkt erreicht hat, allmählig, bis sie endlich völliger Flattheit weicht. Geradezu verhaßt ist ihm die „Keherei des Didaktischen,“ die mehr zur Verderbniß der poetischen Literatur beigetragen habe als alle andern Feinde derselben zusammen. Er leugnet, daß der Endzweck aller Poesie Wahrheit sei. Gerade das,“ sagt er, „was im Liede so unentbehrlich ist, ist das, womit die Wahrheit Nichts zu thun hat. Sie mit Blumen und Edelsteinen bedecken, heißt sie zu einer grellen Paradoxie herabwürdigen. Wahrheit beweisen erfordert Kälte statt Schwung der Sprache. Wir müssen ruhig und leidenschaftlos dabei sein. Kurzum, wir müssen uns gerade in der Stimmung befinden, die soviel wie möglich das Entgegengesetzte der poetischen Stimmung ist.“ Die Schönheit gilt ihm als der einzig legitime Endzweck der Poesie. Den erhabensten aller poetischen Töne aber erblickt er in der Verbindung der Schönheit mit wehmüthsvoller Trauer.— „Eureka“ ist ein Werk, zu dessen Würdigung schon eine philosophische Bildung erforderlich ist und das daher bei weitem weniger Lesern zusagt als Poe's übrige Produktionen. Er behandelt darin einen der erhabensten Gegenstände, die es nur geben kann, nämlich die Theorie der Welterschöpfung. Seine philosophische Anschauungsweise hat eine stark pantheistische Färbung, die zuweilen an Hegel, noch mehr aber an Schelling erinnert. In schöner, blühender Sprache beschreibt er die Entstehung der Weltkörper aus den vom Centrum des Weltalls ausgeströmten Atomen.

Welchen Einfluß hat nun aber Poe auf die Literatur seines Landes ausgeübt? Dies ist eine Frage, die bis dahin kaum zu beantworten ist. An Nachahmern, oder vielmehr Nachäffern, hat es ihm sicherlich nicht gefehlt. Fast jeder Tag sieht Produktionen in Prosa und Poesie erstehen, deren Verfasser sich Poe's eigenthümlichen Stil zum Muster nehmen, ohne im Stande zu sein, ihren Nachwerken seinen Geist einzuhauchen. Natürlich mußte der „Nabe“ zu unzähligen Imitationen herhalten. Die gelungenste der letztern ist vielleicht das von Miß Lizzie Doten, dem bekannten Spiritualisten-Medium, als Eingebung von Poe veröffentlichte Gedicht: „The Streets of Baltimore,“ in welchem der dahingeshiedene Dichter seinen Todeskampf und seinen Eintritt in die Ewigkeit beschreibt. Wirklich gelungen ist folgende darin vorkommende Strophe:

In that grand, eternal city, where the angel hearts take pity
On the sin which men forgive not, or inactively deplore,
Earth has lost the power to harm me, Death can nevermore alarm me,
And I drink fresh inspiration from the source which I adore--
Through my grand apotheosis, that new birth in Baltimore!

Denjenigen, welche die „Quelle“ kannten, aus der sich Poe so häufig zu „inspiriren“ pflegte, mag die vorletzte Zeile obiger Strophe etwas zweideutig und amüßant vorkommen. Eine andere ziemlich gute Nachahmung des „Naben“ ist das von E. D. Gardette veröffentlichte Gedicht: „The Fire-Fiend.“ Es ist übrigens sehr zu wünschen, daß diese Manie, die äußeren Eigenthümlichkeiten der Schöpfungen Poe's nachzuahmen, endlich einmal aufhöre. Poe selbst hat das geleistet, was nur einmal mit Erfolg geleistet werden kann; jede auch nur annähernde Wiederholung muß unfehlbar Ueberfättigung und Ekel erzeugen.

Endlich mag es noch am Platze sein, einen Blick auf die Position zu werfen, die Poe unter den Amerikanischen Dichtern einnimmt. Nehmen wir Originalität und Schwung der Phantasie zum Maßstab der Beurtheilung, so müssen wir unbedingt einräumen, daß sich bis dahin keiner seiner Landsleute mit ihm messen kann, und doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß er wenig oder gar Nichts zur Veredlung seines Volkes beigetragen hat. Der wahre Dichter ist nicht bloß der

Exponent seiner eigenen individuellen Gefühle und Empfindungen, er ist zugleich auch der Lehrer und Freund des Volkes. Er sucht sich auf's Engste mit demselben zu identifiziren, macht sich mit seinen innersten Neigungen und Sympathien bekannt und sucht diese nach besten Kräften zu heben und zu veredeln. Nur was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen. Dies ist das wahre Geheimniß der Popularität so mancher Schriftstellers; hieraus ersehen wir, warum Schiller weit tiefere Wurzeln im Herzen der deutschen Nation geschlagen hat als Goethe, und hierin finden wir auch den Grund, aus dem Longfellow, Bryant, Whittier, Lowell, Willis und Andere sich beim amerikanischen Volke einer größeren Popularität erfreuen als Poe. Selbst von Wohlwollen und Liebe zur Menschheit überfließend, fanden Jene leicht den Schlüssel zum menschlichen Herzen, und indem sie die sympathetischen Saiten desselben berührten, erweckten sie einen stärkern Wiederhall als der Dichter des „Raben,“ wie sehr auch dieser auf unsere Bewunderung Anspruch machen kann. Die Muse eines Bryant oder eines Longfellow läßt sich mit der Sonne vergleichen, deren milde Glut die Herzen Aller erwärmt und freudig erregt: Poe's Geniüs dagegen gleicht dem feurigen Kometen, der flammend und schimmernd seine erratiche Bahn am nächtlichen Himmel verfolgt. Er leuchtet und blendet, kann aber nicht wärmen; er erfüllt uns mit Staunen, vielleicht mit unheimlichem Grauen, allein er erweckt keine beseligende Gefühle und Nürungen in uns. Wir bewundern die Phantasie, die den „Raben“ schuf, aber unwillkürlich rufen wir aus: „Möge nie wieder eine ähnliche Verzweiflung ein ähnliches Gedicht hervor zaubern!“

Zum Schluß theilen wir noch eine Uebersetzung der Ballade „The Haunted Palace“ mit, in welcher Poe den Uebergang vom gesunden zum kranken Geisteszustande in höchst artistischer Weise symbolisirt. Wer möchte behaupten, daß der unglückliche Dichter nicht selbst den Keim zu jenem unheilbaren Wahnsinn in sich barg, den er in den zwei letzten Strophen so treffend beschreibt?

Die Organisation seines ganzen Wesens scheint eine solche Annahme zu rechtfertigen. Ähnlichen Erscheinungen begegnen wir leider nur zu häufig unter den begeistertsten Musensöhnen, so z. B. bei dem genialen deutschen Dichter *Lenau*, dessen trauriges Ende jeden Bewunderer wahrer Poesie mit Wehmuth erfüllen muß; so auch bei dem unglücklichen irischen Poeten *Mangan*, dessen Schicksal eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Poe's hatte, und der in seinem „Lied eines Namenlosen“ seiner Verzweiflung in erschütternder Weise Ausdruck gab; so ferner bei dem Franzosen *Alfred de Musset*, dessen „Dezembernacht“ wohl Niemand ohne innere Beklemmung lesen kann; so endlich auch bei dem Russen *Lermontoff*, dessen wehmuthsvolle Melodien ebenfalls von schrecklicher Gemüthszerrüttung zeugen.

Der gespenstige Palast.

In dem grünsten unsrer Thale,
 Guter Engel Aufenthalt.
 Hob sein Haupt im Sonnenstrahle
 Ein Palast einst, lichtumwallt.
 Stolz auf des Gedankens Hügel
 Frangte er;
 Nie umrauscht' ein Seraphsflügel
 Ein Gebände halb so hehr.

Goldne Banner glorreich wallten
 Von der Zinne hoch und breit ;
 (Dies—all dies—war in der alten
 Längst entschwund'nen Zeit ;)
 Jeder Zephyr, der unspielte
 Den schönen Ort,
 Nahm, wenn er die Wälle kühlte,
 Süßen Duft mit sich hinfort.

Wandrer in dem tranten Thale
 Sahen durch zwei Fensterlein
 Geister ziehen bei dem Schalle
 Einer Laute süß und rein
 Um den Thron, auf welchem sitzend,
 (Porphyrogen !)
 Seine Würde wohl benützend,
 War der Herr des Reichs zu seh'n.

Sieh, in Perlen und Rubinen
 Glänzte des Palastes Thür,
 Durch welche stets zu kommen schienen,
 Trillernd für und für,
 Süße, holde Echo Klänge,
 Deren Pflicht
 War, zu feiern durch Gefänge
 Ihres Herrschers Weisheitslicht.

* * *

Doch ach, es zog ein Heer von Sorgen
 In des Monarchen hohes Haus !
 (Sa, trauert nur—kein lichter Morgen
 Treibt fortan diese Gäste aus !)
 Und all der Glanz, der einst so milde
 Das Herz erfreut,
 Ist jezo nur ein Traumgebilde
 Aus der Vergangenheit.

Und Wandrer, die durch's Thal hin ziehen,
 Seh'n durch der Fenster rothen Schein
 Phantastische Gestalten fliehen
 In dämonartig wirrem Reih'n ;
 Dieweil gleich einem wilden Flusse
 Entkrömt ein Heer
 Der blaffen Thür in tollem Schusse
 Und lacht—nicht lächelnd mehr.

S. A. GEORGE,
ELECTROTYPYER AND PRINTER,
124 N. Seventh St.
PHILADELPHIA.

The Raven.



DNCE upon a midnight dreary, while I pondered, weak and weary,
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore—
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a tapping,
As of some one gently rapping, rapping at my chamber door.
“’Tis some visitor,” I muttered, “tapping at my chamber door—
Only this and nothing more.”

²
Ah, distinctly I remember, it was in the bleak December,
And each separate dying ember wrought its ghost upon the floor.
Eagerly I wished the morrow;—vainly I had sought to borrow
From my books surcease of sorrow—sorrow for the lost Lenore—
For the rare and radiant maiden whom the angels name Lenore,—
Nameless here for evermore.

And the silken sad uncertain rustling of each purple curtain
Thrilled me—filled me with fantastic terrors never felt before;
So that now, to still the beating of my heart, I stood repeating,
“’Tis some visitor entreating entrance at my chamber door—
Some late visitor entreating entrance at my chamber door,—
This it is and nothing more.”

Ghastly grim and ancient Raven wandering from the Nightly Shore—
Tell me what thy lordly name is on the Night's Plutonian Shore!"

Quoth the Raven, "Nevermore."

Much I marvelled this ungainly fowl to hear discourse so plainly,
Though its answer little meaning—little relevancy bore;
For we cannot help agreeing that no living human being
Ever yet was blessed with seeing bird above his chamber door—
Bird or beast upon the sculptured bust above his chamber door,—
With such name as "Nevermore."

But the Raven, sitting lonely on that placid bust, spoke only
That one word, as if his soul in that one word he did outpour.
Nothing farther then he uttered; not a feather then he fluttered—
Till I scarcely more then muttered, "Other friends have flown before.
On the morrow *he* will leave me, as my Hopes have flown before."
Then the bird said, "Nevermore."

Startled at the stillness broken by reply so aptly spoken,
"Doubtless," said I, "what it utters is its only stock and store,
Caught from some unhappy master whom unmerciful Disaster
Followed fast and followed faster till his songs one burden bore—
Till the dirges of his Hope that melancholy burden bore
Of 'Never—nevermore.'"

But the Raven still beguiling all my sad soul into smiling,
Straight I wheeled a cushioned seat in front of bird and bust and door;
Then, upon the velvet sinking, I betook myself to linking
Fancy unto fancy, thinking what this ominous bird of yore—
What this grim, ungainly, ghastly, gaunt and ominous bird of yore
Meant in croaking "Nevermore."

This I sat engaged in guessing, but no syllable expressing
 To the fowl whose fiery eyes now burned into my bosom's core;
 This and more I sat divining, with my head at ease reclining
 On the cushion's velvet lining that the lamp-light gloated o'er,
 But whose velvet violet lining with the lamp-light gloating o'er,
 She shall press, ah, nevermore!

Then, methought, the air grew denser, perfumed from an unseen censer,
 Swung by Seraphim whose foot-falls tinkled on the tufted floor.
 "Wretch," I cried, "thy God hath lent thee—by these angels he hath sent thee
 Respite—respite and nepenthe from thy memories of Lenore!
 Quaff, oh quaff this kind nepenthe and forget this lost Lenore!"
 Quoth the Raven, "Nevermore."

"Prophet!" said I, "thing of evil!—prophet still, if bird or devil!—
 Whether Tempter sent, or whether tempest tossed thee here ashore,
 Desolate, yet all undaunted, on this desert land enchanted—
 On this home by Horror haunted—tell me truly, I implore—
 Is there—*is* there balm in Gilead?—tell me—tell me, I implore!"
 Quoth the Raven, "Nevermore."

"Prophet!" said I, "thing of evil!—prophet still, if bird or devil!—
 By that Heaven that bends above us—by that God we both adore!—
 Tell this soul with sorrow laden if, within the distant Aidenn,
 It shall clasp a sainted maiden whom the angels name Lenore—
 Clasp a rare and radiant maiden whom the angels name Lenore."
 Quoth the Raven, "Nevermore."

"Be that word our sign of parting, bird or fiend!" I shrieked, upstarting—
 "Get thee back into the tempest and the Night's Plutonian Shore!
 Leave no black plume as a token of that lie thy soul hath spoken!

Leave my loneliness unbroken!—quit the bust above my door!
Take thy beak from out my heart, and take thy form from off' my door!"
Quoth the Raven, "Nevermore."

And the Raven, never flitting, still is sitting, still is sitting
On the pallid bust of Pallas just above my chamber door;
And his eyes have all the seeming of a demon's that is dreaming,
And the lamp-light o'er him streaming throws his shadow on the floor;
And my soul from out that shadow, that lies floating on the floor,
Shall be lifted—nevermore!





PROMINENT among the most renowned poetical productions of the nineteenth century is Poe's famous *chef-d'œuvre*, "THE RAVEN," which will stand forever as a monument of the capacities of the English language, as well as of its author's nameless despair. If it cannot be called a "great poem," in the sense in which we apply the term to productions like the Iliad, the Divine Comedy, or Paradise Lost, it will at least be conceded that it is a *unique* poem—a poem full of wild, weird imagination—the outpouring of a heart overwhelmed with despair and yearning for the lost *Aidenn*. As a work of art, it has certainly not its equal in the literature of any age or country; no metrical production can compare with it as far as ingenuity of construction and rhythmical beauty are concerned. Nothing bearing even the faintest resemblance to the wonderful "mechanism" of this ballad has ever been attempted before, though a host of imitations have followed upon its track. It is a poem which we must study if we would appreciate it in all its beauty. We must peruse it again and again; we must analyze it and examine every individual part—plot, metre, rhythm, rhyme, and all—just as we would scan and study some unique painting by a Raphael, a Titian, or a Rubens. There is something exceedingly weird and powerfully effective in the very monotony of "THE RAVEN", in its repetitions, alliterations, triple rhymes, and in the constantly recurring burden of "Nevermore." But there is something more in the poem than the mere plot, rhyme and rhythm. There is a spiritual under-current which imparts to "THE RAVEN" a charm far surpassing that of merely weird and fantastical ballads. With regard to this under-current we beg leave to quote Poe's own words:—

"But in subjects so handled, however skilfully, or with however vivid an array of incident, there is always a certain hardness or nakedness, which repels the artistic eye. Two things are invariably required—first, some amount of complexity, or more properly, adaptation; and secondly, some amount of suggestiveness—some under-current, however indefinite of meaning. It is this latter, in especial, which imparts to a work of art so much of that *richness* (to borrow from colloquy a forcible term) which we are too fond of confounding with *the ideal*. It is the *excess* of the suggested meaning—it is the rendering this the upper instead of the under-current of the theme—which turns into prose (and that of the very flattest kind) the so-called poetry of the so-called transcendentalists. Holding these opinions, I have added the two concluding stanzas of the poem—their suggestiveness being thus made to pervade all the narrative which has preceded them. The under-current of meaning is rendered first apparent in the lines—

'Take thy beak from out my heart, and take thy form from off my door!
Quoth the Raven, 'Nevermore!'

"It will be observed that the words, 'from out my heart' involve the first metaphorical expression of the poem. They, with the answer, 'Nevermore,' dispose the mind to seek a moral in all that has been previously narrated. The reader begins now to regard the Raven as emblematical—but it is not until the very last line of the very last stanza that the intention of making him emblematical of *Mournful and Never-ending Remembrance* is permitted distinctly to be seen:—

And my soul from out that shadow, that lies floating on the floor,
Shall be lifted—nevermore."

* * *

It is a matter of little surprise that "THE RAVEN" should have become the type of a school of poetry of its own. The very imitations and parodies, which it has called

forth, form almost a literature in themselves. A moderate volume of the latter might be collected without difficulty. Among the imitations, two deserve special mention; one having been written by Charles D. Gardette, and printed at first as "from an unpublished MS. of the late Edgar A. Poe," but subsequently embodied in a volume of poems by said Gardette. The hoax proved successful, for the "FIRE-FIEND" was accepted, by American as well as English critics, as an undoubted production of its *soi-disant* author. Though greatly inferior to "THE RAVEN," it cannot be denied that the "FIRE-FIEND" possesses many of the peculiarities of the latter. Our limited space not permitting to give it in full, we content ourselves with quoting a stanza or two:—

In the deepest dearth of Midnight, while the sad and solemn swell
Still was floating, faintly echoed from the forest chapel bell—
Faintly, falteringly floating o'er the sable waves of air
That were through the Midnight rolling, chafed and billowy with the tolling,
In my chamber I lay dreaming by the fire-light's fitful gleaming,
And my dreams were dreams foreshadowed on a heart foredoomed to care!

As the last long lingering echo of the Midnight's mystic chime—
Lifting through the sable billows to the Thither Shore of Time—
Leaving on the starless silence not a token nor a trace—
In a quivering sigh departed; from my couch in fear I started:
Started to my feet in terror, for my dreams phantasmal error
Painted in the fitful fire a frightful, fiendish, flaming face.

* * *

"I am Monarch of the Fire! I am Vassal-King of Death!
World-encircling, with the shadow of its doom upon my breath!
With the symbol of Hereafter flaming from my fatal face!
I command the Eternal Fire! Higher! higher! higher! higher!
Rise my ministering demons, like phantasmagoric lemans
Hugging universal Nature in their hideous embrace!"

* * *

Through my ivy-fretted casement filtered in a tremulous note
From the tall and stately linden, where a robin swelled his throat—
Querulous, quaker-breasted robin, calling quaintly for his mate!
Then I started up, unbidden, from my slumber nightmare-ridden,
With the memory of that dire demon in my central fire
On my eye's interior mirror like the shadow of a Fate!

The second of the imitations alluded to is entitled, "THE STREETS OF BALTIMORE," and is alleged to have been given by the spirit of Edgar A. Poe, on Sunday night, January 11th, 1863, at Metropolitan Hall, in the City of Baltimore, through the mediumship of Miss Lizzie Doten. The poet describes in these stanzas the terrors and tortures through which he passed during his last hours on earth before departing for the Land of Spirits. From whatever source it may have emanated, it must be admitted that this poem has the true ring of Poe's wild, weird rhythm. We give it in full.

THE STREETS OF BALTIMORE.

Woman weak, and woman mortal, through thy spirit's open portal
I would read the Runic record of mine earthly being o'er—
I would feel the fire returning, which within my soul was burning,
When my star was quenched in darkness, set to rise on earth no more,
When I sank beneath life's burden in the Streets of Baltimore!

No one near to save or love me! No kind face to watch above me!
Though I heard the sounds of footsteps, like the waves upon the shore!
Beating, beating, beating, now advancing, now retreating—
With a dull and dreamy rhythm—with a long, continuous roar—
I heard the sounds of human footsteps in the Streets of Baltimore!

There at length they found me lying, weak and wildered, sick and dying,
And my shattered wreck of being to a kindly refuge bore.
But my woe was past enduring, and my soul cast off its mooring,
Crying, as I floated outward: "I am of the Earth no more!
I have forfeited Life's blessings in the Streets of Baltimore!"

Gazing back without lamenting, with no sorrowful repenting,
I can read my life's sad story in a light unknown before!
For there is no woe so dismal, not an evil so abysmal,
But a rainbow arch of glory spans the yawning chasm o'er!
And across that bridge of beauty did I pass from Baltimore!

In that grand, eternal city, where the angel hearts take pity
On the sin which men forgive not, or inactively deplore,
Earth has lost the power to harm me, Death can nevermore alarm me!
And I drink fresh inspiration from the source which I adore—
Through my grand apotheosis—that new birth in Baltimore!

Now, no longer sadly yearning, love for love finds sweet returning,
And there comes no ghostly Raven, tapping at my chamber door!
Calmly in the golden glory I can sit and read life's story—
For my soul from out that shadow hath been lifted evermore—
From that deep and dismal shadow in the Streets of Baltimore!

Granting the spiritual origin of the above stanzas—for we understand that Miss Doten disclaims the authorship—it must surprise us that Poe has not been able to invent new rhythms in those celestial halls, where “the angels’ feet make music over all the starry floor.” Great poets are not generally in the habit of repeating themselves on earth; why should they do so in the Spirit-World? If they needs must continue composing poetry, why do they not sing in strains such as mortals never listened to?

We conclude with citing another imitation of the “RAVEN,” an imitation, however, of the sentiment rather than of the manner. Its author is the Australian poet HENRY KENDALL, a native of the City of Melbourne, we believe. His admirers claim for him the appellation of the “Australian Poe,” on account of his morbid genius and his wayward life. The poem we quote reminds us of both “THE RAVEN” and “ULALUME.”

A S T A R T E.

Across the dripping ridges—
Oh, look, Luxurious Night!
She comes, the bright-haired beauty,
My luminous delight!
My luminous delight!
So hush, ye shores, your roar,
That my soul may sleep forgetting
Dead Love's wild Nevermore!

Astarté, Syrian Sister!
Your face is wet with tears;
I think you know the secret
One heart hath held for years!
One heart hath held for years!
But hide your hapless lore,
And my sweet, my Syrian Sister,
Dead Love's wild Nevermore!

Ah, Helen Hope in Heaven,
My Queen of Long Ago!
I've swooned with adoration,
But could not tell you so!
Or dared not tell you so!
My radiant Queen of yore!
And you've passed away, and left me
Dead Love's wild Nevermore!

Astarté knoweth, darling,
Of eyes that once did weep,
What time outworn Passion
Hath kissed your lips in sleep!
Hath kissed your lips in sleep!
But now these tears are o'er,
Gone, my Saint, with many a moan, to
Dead Love's wild Nevermore!

If I am past all crying,
What thoughts are maddening me,
Of you, my darling, dying
Upon the lone, wide Sea?
Upon the lone, wide Sea?
Ah, hush, ye shores, your roar,
That my soul may sleep, forgetting
Dead Love's wild Nevermore!

In the opening pages of this brochure an attempt of a German translation of “THE RAVEN” has been given—a feeble attempt, indeed, for no human skill could succeed in perfectly rendering into another language a poem of such transcendent beauty. All that *could* be accomplished was a strict preservation of metre, rhythm, rhyme, and burden, in some measure even of the alliterations, and a tolerably accurate rendition of the plot. But the delicate aroma which pervades the original—alas! it is feared that it has evaporated so as to leave scarcely a trace in the translation.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles

This book is DUE on the last date stamped below.

OCT 19 1959

REC'D LD-URJ



JUL 20 1973

JUL 13 1973



REC'D LD-URC

SEP 3 1973

SEP 22 1973

Form L9-42m-8,'49 (B5573) 444

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

8W



3 1158 00620 5222

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



AA 000 120 578 0

